

Rede von Max Küng

Reporter und Kolumnist beim Magazin des Tages-Anzeigers

Anlässlich des 34. Spendenparlaments vom 8. Juni 2023 im Zürcher Rathaus

Seit gut zwanzig Jahre beobachte ich den fernen oder nahen Alltag, durchforste ihn nach sonderlichen Begebenheiten und Geschehnissen, denn dieser Alltag mit all seiner Poesie und Kleindramen und Fehlern und aber auch Schönheiten bietet den Rohstoff für die Kolumnen, er ist quasi mein Komposthaufen, der den Humus liefert für Texte, welche ich für das Magazin des Tages-Anzeigers schreibe. Dieser Alltag kann einen aber manchmal ganz schön nachdenklich stimmen. Deshalb ist es auch wohl kein Zufall, dass es einen roten Faden gibt, der sich durch meine Arbeit zieht. Es ist dies der Humor. Denn ich finde Humor überlebenswichtig und eine Strategie, um an diesem Alltag nicht zu verzweifeln. Denn manchmal ist er so, der Alltag: Zum Verzweifeln.

Humor ist eine Art von Medizin, aber Humor alleine genügt selbstverständlich nicht – und ausserdem sollte man ihn – wie jede andere Medizin – nur dosiert zu sich nehmen. Man könnte aber auch sagen: Humor ist ein Werkzeug, eines dieser kleinen Werkzeuge am Schweizer Armeemesser. Da gibt es natürlich noch andere Werkzeuge dran. Sicherlich mehr als 27. Geduld ist ein weiteres Werkzeug. Oder Demut. Oder Empathie. Oder die gute alte Freundlichkeit.

Ich bin ein grosser Fan der Freundlichkeit und wende sie im Alltag an, wann immer ich Gelegenheit dazu habe. Zum Beispiel im Strassenverkehr. Dort bin ich als viele unterwegs, manchmal als Fussgänger, der sich mit Handheben bedankt, wenn das Auto vor dem Zebrastreifen mit quietschenden Reifen zum Stehen kommt; manchmal als Velofahrer, der sich – wann immer möglich in diesem Zick-Zack-Dschungel von Stadt – an die Strassenverkehrsvorschriften hält; manchmal als Autofahrer, der kaum je hupt, aber gerne Vortritt gewährt – und wenn ich fluche, dann nur bei geschlossenen Wagenfenstern und wie Gandhi milde lächelnd.

Doch manchmal ist Freundlichkeit nicht ausreichend. Manchmal braucht es mehr, braucht es konkrete Hilfe. Manchmal genügt es nicht, dass man sein Schweizer Armeemesser mit den Tugend-Werkzeugen aus dem Hosensack holt, sondern das Portemonnaie – und es öffnet. Dass man ein Teil seines Geldes weitergibt.

Ich möchte nun nicht prahlen mit meinen guten Taten, sie aber trotzdem erwähnen. An meinem Geburtstag habe ich für die Ukraine gespendet. Ein paar hundert Franken. Genauer. Für jedes Lebensjahr zehn Franken. Da ist nicht viel, aber es ist auch nicht wenig – und vor allem ist es eindeutig mehr als nichts. Und weil ich gerne Velo fahre, möchte ich, dass auch andere Velo fahren können, die aber vielleicht noch gar kein Velo haben und die nicht zum Spass und um gegen den Ranzen anzukämpfen sonntags durchs Säuliamt strampeln, sondern schlichtweg darauf angewiesen sind.

Also habe ich auch an World Bicycle Relief gespendet, eine Hilfsorganisation, welche Menschen in ländlichen Entwicklungsländern mehr Mobilität ermöglicht. Denn das Fahrrad ist in jenen Gebieten eines der wirksamsten Mittel zur Reduzierung von Armut. Ein verlässliches Transportmittel ist dort wesentlich für den Zugang zu Bildung, Gesundheitswesen und Arbeitsplätzen.

Es sind kleine Dinge, die man tun kann. Sie verändern die Welt vielleicht nicht im Grossen, ein wenig aber schon. Sie berühren die Herzen, sowohl die von anderen Menschen wie auch das eigene, denn zu Spenden heisst auch, dass man über ein paar Dinge nachdenkt, dass man sich mit ihnen auseinandersetzt. Man öffnet also nicht nur sein Herz und sein Portemonnaie, sondern auch seine Augen und sein Gehirn. Das ist sehr gesund.

Und um auf die Freundlichkeit zurückzukommen: Vor einer Weile fantasierte ich in einer Kolumne im Tagi-Magi über die Idee, nach Bern zu ziehen, da mir die Menschen dort so freundlich vorkommen. Ich wollte schon die Zügelkartons aus dem Keller holen und packen, doch dann hielt ich inne. Denn erstens ist das Zügeln immer eine furchtbar mühsame Angelegenheit. Und zweitens dachte ich, dass ich hier in Zürich vielleicht ja doch nicht so falsch bin, sondern genau am richtigen Ort.

In Bern wäre ich mit meiner spezifischen Freundlichkeit vielleicht bloss Mittelmass, ein durchschnittlich nettes Basellandei, das einst in die Stadt Zürich gerollt kam – und im bereits gutherzigen und höflichen Bern nichts bewirken könnte – ausser den Freundlichkeitsdurchschnitt eventuell gar etwas nach unten zu ziehen. Hier in Zürich hingegen kann man auch als Halbschroffer noch aktiv sein und etwas leisten, Gutes tun. Wie ein Missionar. Tag für Tag. Also bleiben die Zügelkartons im Keller. Das liebe Bern muss warten. Denn ich weiss: Es wird nicht lange dauern, bis irgendwo in Zürich ein bärbeissig-übellaunig-ruppig-ungehobelt-sauertöpfisch-miesepepitriger Kerl oder eine Kerlin des Weges kommt, die oder der mit einer geballten Ladung Freundlichkeit therapiert werden muss. Die Arbeit hier, sie ist noch nicht getan.